

## Montaignes Apologie des Raimund von Sabunde und ihre Bedeutung für den Skeptizismus.

Von Dr. Maria Dorer, Freiburg i. Br.

„Or n'y peut-il auoir des principes aux hommes, si la diuinité ne les leur a reuelez: de tout le demeurant, et le commencement, et le milieu et la fin, ce n'est que songe et fumee“ (p. 463).<sup>1)</sup> Traum und Rauch, Verblendung und Torheit ist alles menschliche Wissen. „La fin et le commencement de science se tiennent en pareille bestise“ (p. 467), so ruft uns mit beißender Ironie Michel, Seigneur de Montaigne, der angebliche Retter des naiv-gläubigen, von der alles vermögenden Kraft des Menschengenies tief durchdrungenen Raimund von Sabunde aus seinem vielberühmten Bibliotheksturme entgegen. Welche Erwägungen haben den erfahrenen, wohlhabenden Weltmann, den tiefen Denker und feinen psychologischen Beobachter zu diesem Resultate seiner Forschungen geführt? Warum diese vernichtende Kritik der menschlichen Wissenschaft?

Von der Welt und ihrem Treiben zurückgezogen, lebte Montaigne mehrere Jahre in dem Turme seines Schlosses, den er eigens für seine Studien einrichten ließ, ganz seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Lesen und Durchdenken der Werke der klassischen Antike und vor allem der Beobachtung seiner selbst, seines Ichs mit all seinen Gedanken und Gefühlen. Draußen tobten die Religionsstreitigkeiten zwischen Katholiken und Hugenotten; dort wüteten Bürgerkriege und Empörungen, Uneinigkeit und Fehde; bei dem einsamen Denker im Schloßturme dagegen herrschte Ruhe und Stille. An den Mauern des stolzen Baues schienen sich die Wogen der erregten Zeit zu brechen, und nur wie von ferne klang ihr Brausen und Branden in die Gelehrtenstube hinein. Inzwischen grübelte Montaigne nach über Wesen und Wert der menschlichen Erkenntnis, über Sinn und Zweck seines Forschens, über Wissen und Glauben. Das Leben meistern zu lernen, das war das Ziel, das er dabei verfolgte; er suchte nach Mo-

<sup>1)</sup> Die Seitenzahlen beziehen sich auf die Ausgabe: *Les Essais de Michel, Seigneur de Montaigne*; à Paris chez Estienne Saucié; MDCXXV.

menten, die ihm helfen sollten, in allen Lebenslagen das seelische Gleichgewicht zu wahren, kühl und gelassen allem entgegenzutreten, was das Leben bringt, in immer gleicher Ataraxie die Wechselfälle des Schicksals zu ertragen, dabei zu genießen, wo immer es möglich sei, ohne aber jemals das Maß zu überschreiten.

Was Montaigne dachte, wollte, fühlte, was sein innerstes seelisches Sein und Werden ausmachte, versuchte er uns möglichst eingehend und genau zu schildern in seinem großen Lebenswerke, den vielberühmten *Essais*. „Versuche“ im wahrsten Sinne des Wortes sollten diese Abhandlungen sein, Versuche, die Montaigne in erster Linie für sich, dann auch für andere anstellte, um zu einer möglichst befriedigenden Lösung des Problems des Lebens zu gelangen. Einen der wichtigsten *Essais*, aus denen des Denkers Welt- und Lebensauffassung besonders deutlich hervortritt, bildet das 12. Kapitel des 2. Buches, die *Apologie de Raimond de Sebonde*.

Auf Anregung seines Vaters hin hatte Montaigne die *Theologia naturalis Raimundi de Sabunde* ins Französische übersetzt. In dieser *Theologia* sucht Raimund in wesentlich rationalistischer Methode, ausgehend von der Natur, alle Wahrheiten des Christentums rein aprioristisch aus der Vernunft zu deduzieren und zu beweisen.<sup>1)</sup> Diese Darstellungsweise eines frommen Klerikers erregt in dem zur Kritik geneigten weltmännischen Philosophen lebhaft Bedenken. Ist der Menscheit zu diesem hohen Fluge fähig; kann er die tiefsten Tiefen des menschlichen und göttlichen Seins ergründen? [Je] „ne croy pas que les moyens purement humains en soyent aucunement capables“ (p. 364), lautet Montaignes Antwort gleich auf den ersten Seiten seiner *Apologie de Raimond de Sebonde*, und Montaigne fährt daselbst fort: „C'est la seule fove qui embrasse viement et certainement les hauts mysteres de nostre Religion“ (l. c.). Montaigne teilt Raimunds Ansichten nicht; aus dem angeblichen „Apologeten“ wird mehr und mehr ein Angreifer, oft voll der bittersten Ironie.

Im Gegensatz zu Raimund, der das natürliche Wissen zum Ausgangspunkte und zur notwendigen Grundlage des übernatürlichen Glaubens macht, errichtet Montaigne eine unübersteigbare Schranke zwischen den beiden Gebieten, dem des Wissens einerseits und dem

<sup>1)</sup> cf. *theol. nat.*, cap. I, f. 1 in der Ausgabe: *Theologia naturalis Raimundi de Sabunde, seu verius Thesaurus diuinarum considerationum*, Veneti apud Franciscum Ziletum; MDLXXXI.

des Glaubens andererseits. Ein Vordringen vom Wissen zum Glauben ist ausgeschlossen; wenn kein Gott dem Menschen zu Hilfe kommt durch seine Gnade, so vermag der Mensch mit seiner Vernunft allein nichts auszurichten: „Tout ce que nous entreprenons sans son (= Dieu) assistance, tout ce que nous voyons sans la lampe de sa grace, ce n'est que vanité et folie“ (p. 476). Der Mensch, auf sich allein angewiesen, steht vor dem Nichts, umgeben von Nacht und Dunkel, von der Finsternis eines hoffnungslosen Agnostizismus. Klarzulegen, wie hoch er die menschliche Wissenschaft, die Leistungsfähigkeit des Menschengenies einschätzte und den Wert, bzw. Unwert der verschiedenen Richtungen innerhalb der antiken Philosophie zu zeigen, das ist die Aufgabe, die sich unser Denker in seiner „Apologie“ gesetzt hat. Folgen wir ihm zunächst in seiner Kritik und versuchen dann die Bedeutung zu erkennen, die Montaignes Ansichten in der Philosophie, speziell im Skeptizismus zukommt!

Wie ist es somit zunächst mit dem Wissen, mit der Erkenntnis des Menschen nach Montaigne bestellt? „Considerons . . . l'homme seul, sans secours estranger, armé seulement de ses armes, et despourueu de la grace et cognoissance diuine“ (p. 373)! Der Mensch, „ceste miserable et chetive creature“ (373), hält sich für den Herrn der Schöpfung, für den Mittelpunkt des Universums, dem alles andere Geschaffene dienen soll. Nicht den kleinsten Bruchteil der Dinge des Weltalls und der ihnen innewohnenden Gesetze kann der Mensch mit seinem Verstande durchdringen, und doch behauptet er, sie alle beherrschen zu können. In dieser maßlosen Ueberhebung liegt des Menschen größte Schuld: „L'orgueil est sa perte et sa corruption“ (p. 421) und: „La presumption est nostre maladie naturelle et originelle“ (p. 375). Statt seine Grenzgebundenheit und Armseligkeit einzusehen und sich in die bestehende Weltordnung bescheiden einzufügen, will der Mensch alles sich untertan machen. Und doch, wie nichtig ist der Mensch! Ein Windhauch, das Straucheln seines Pferdes, ein Sonnenstrahl, der sein Auge trifft, genügen, ihm seine Sicherheit zu nehmen. Er ist zu stolz, um seinen wahren Zustand zu erkennen, um einzusehen, daß auch andere Wesen, z. B. die Tiere, ihm in vielem überlegen sind. Montaigne kann kaum genügend Beispiele anführen, in denen er die Fähigkeiten und Fertigkeiten der Tiere zu zeigen versucht, durch welche diese den Menschen weit übertreffen. Vor allem rühmt sich der Mensch dem Tier gegenüber seiner „liberté de l'imagination“ (p. 383); in stolzer Selbstironie erkennt

der Verblendete nicht, daß gerade in dieser Denkkraft für ihn die Quelle alles Unheils liegt; denn: „De l'obeyr et ceder naist toute autre vertu, comme du cuider, tout peché“ (p. 411; cf.: „O cuider, combien tu nous empeches!“ p. 421). Im übrigen haben Mensch und Tier: „pareils effects, pareilles facultez“ (p. 383). In vielem sind die Tiere, wie Demokrit schon behauptete, selbst die Lehrmeister der Menschen. Mit welchem Rechte sieht der Mensch sich als den Herrn an, dem die Tiere dienen, dient doch auch umgekehrt er selbst den Tieren, so vor allem den Vögeln, Pferden, Hunden, die er hegt und pflegt, verwöhnt und mit besonderer Sorgfalt umgibt, ja ihnen oft mehr Liebe angedeihen läßt als denjenigen Menschen, die er seine Sklaven nennt? Könnten die Tiere nicht ebenso sich für die Ueberlegenen und die Menschen für ihre Knechte halten? Montaigne läßt die Frage ungelöst. Wie der bitterste Hohn und die anmaßendste Herausforderung gellen uns seine Worte ins Ohr: „Il nous faut abestir pour nous assagir“ (p. 416). Würde der Mensch nicht alles auf sich beziehen, mit seinem Zustande vergleichen, sich für das Maß aller Dinge halten und alles verachten, was nicht ist wie er („car en fin tout ce qui n'est comme nous sommes, n'est rien qui vaille“ [p. 409]), er wäre glücklicher. Was haben ein Aristoteles oder ein Varro mit all ihrer Wissenschaft vor anderen Menschen voraus, die dieses Wissen nicht besitzen? Sind sie darum glücklicher? Hat ihre Logik sie gelehrt, unempfindlich zu sein gegen Leid und Tod? Der arme, schlichte Landmann an seinem Pfluge, der nichts weiß von der hohen Wissenschaft, den Astrologie und Medizin nicht schon lange das Unheil ahnen ließ, ehe es in Wirklichkeit eintrat, ist weit zufriedener und ruhiger als der größte Gelehrte, der den Lauf der Gestirne durchmißt und die tiefsten Geheimnisse der Natur zu erforschen strebt. Die Unwissenden erscheinen Montaigne viel tüchtiger als die Gelehrten. Das alte, noch unkultivierte Rom brachte viel leistungsfähigere Menschen für Krieg und Frieden hervor als das gelehrte der Spätzeit, das sich selbst vernichtete. Nur der unerbittliche Gehorsam, das restlose Sichein- und Unterordnen unter die bestehende Weltordnung kann dem Menschen das höchste Gut: „la tranquillité, de l'ame et du corps“ (p. 412) sicher stellen; sein größtes Verderben dagegen ist der Wissensstolz: „La peste de l'homme c'est l'opinion de scauoir“ (p. 411sq.). Glücklich, wer in Unwissenheit zufrieden lebt! Zu große Geistesschärfe führt oft zu Wahnsinn und geistiger Umnachtung. Hier gedenkt Montaigne des unglück-

lichen Tasso, den er in Ferrara besucht, für den er, was aus dieser Anschauung heraus vielleicht verständlich aber dennoch nicht billiger erscheinen mag: „plus de despit encore que de compassion“ (p. 416) übrig hat. — Des Menschen letzte Rettung ist nur die Unwissenheit; sie allein verbindet sich mit der Unschuld und Tugend, während das Wissen die Bosheit im Gefolge hat. Die Philosophie selbst überliefert den Menschen der Unwissenheit, wenn ihre eigenen Kräfte versagen, oder sie gibt dem Trostlosen den letzten Rat, seinem Leben ein Ende zu machen: „de mettre fin à la vie, que nous ne pouvons supporter“ (p. 419). Diese äußerste Resignation der sonst so stolzen Wissenschaft, was ist sie anderes als ein offenes Zugeständnis ihrer Ohnmacht, eine Kapitulation vor höherer Gewalt: „Quest-ce dis ie, que ce consentement de la philosophie, sinon une confession de son impuissance, et un renuoy, non seulement à l'ignorance, pour y estre à couuert, mais à la stupidité mesme, au non sentir, et au non estre?“ (p. 419). Die größten Philosophen, darunter auch derjenige, den Montaigne für den weisesten aller erachtete, Sokrates, haben die Nichtigkeit des Menschengestes und seines Wissens eingesehen. „Solum certum nihil esse certi et homine nihil miserius aut superbius“, so lautet eine der vielen Anschriften auf der Decke des Bibliothekszimmers Montaignes.<sup>1)</sup> Nur ein „Schatten“ ist der Mensch, so spricht Montaigne mit einem Bibelwort: „Ce n'est rien que de nous“ (p. 422). Das Wissen hilft uns nichts; wir müssen, so schließt Montaigne, — glauben. „Sanctius est ac reuerentius de actis Deorum credere quam scire“ (p. 422) zitiert er nach Tacitus. Gott allein kommt das Erkennen zu, das Erfassen seiner selbst und seiner Werke; der Mensch kann nur glauben, nicht auch wissen. Da die Welt das Wesen der Gottheit nicht zu erfassen vermag, so hat es dieser gefallen, sich den Menschen zu offenbaren: „Il luy a pleu par la simplicité de la predication, sauuer les croyans“ (p. 423). Als Gegenleistung verlangt Gott von dem Menschen allein, daß er seine Ohnmacht und Schwäche einsehe und sich gläubig der ihm dargebotenen Offenbarung erschließe. Wenn der Mensch sich einmal ehrlich überlegen wollte, was er auf seiner jahrhundertelangen Suche nach der Wahrheit aus eigenen Kräften gefunden, so müßte er gestehen: „c'est d'auoir appris à recognoistre sa faiblesse. L'ignorance qui estoit naturellement en nous, nous l'auons par longue estude confirmee et

<sup>1)</sup> Aus Plinius *Hist. nat.* II, 7; cf. Weigand: *Montaigne*, München 1910, p. 269.

auerree“ (p. 423). Ganz poetisch greift Montaigne plötzlich ein Bild aus der Natur heraus, indem er den Menschen vergleicht mit einer Kornähre. Wie eine leere Aehre erhebt der nichtswissende aber dünkelfhafte Mensch sich in seinem Stolze zur Höhe, hinweg über die andern; der wahre Weise aber senkt sein Haupt gleich einer vollen Aehre in demütiger Selbsterkenntnis seiner Schwäche und Unzulänglichkeit zur Erde.

Nach dieser vernichtenden Aburteilung über die menschliche Erkenntnisfähigkeit geht Montaigne über zu einer Untersuchung und Kritik der verschiedenen Richtungen innerhalb der für ihn als Renaissancemenschen maßgebenden antiken Philosophie. In Anlehnung an Sextus Empiricus unterscheidet er Peripatetiker, Akademiker und Pyrrhonianer. Während die ersteren behaupten, sie seien bei ihrer Suche nach der Wahrheit so weit gekommen, um sagen zu können, sie hätten sie gefunden, leugnen die Akademiker jede Erkenntnismöglichkeit und jede Sicherheit. Die Pyrrhonianer dagegen enthalten sich jeden Urteils; ihr Wahlspruch lautet: „ἐπέχω“, ich halte mit meinem Urteil zurück. Die Ansicht der Peripatetiker ist in ihren Augen eine unerhörte Ueberhebung und Täuschung; mit den Akademikern aber von vornherein dem Menschengeniste jede Erkenntnis abzusprechen, halten sie deshalb für falsch, weil dann der unwissende Geist seine eigene Unwissenheit erkennen und somit nicht mehr völlig unwissend sein könnte: „L'ignorance qui se sçait, qui se iuge, et qui se codäne, ce n'est pas une entiere ignorance: Pour l'estre, il faut qu'elle s'ignore soy mesme“ (p. 425). Wer mit den Pyrrhonianern sich jeglichen Urteils enthält, beugt sich viel leichter unter die Gesetze der Religion und der Politik, als wer glaubt, er sei mit allem Forschen fertig, oder wer von vornherein jede Hoffnung auf Erreichung seines Zieles aufgibt. Ein Pyrrhonianer ist: „humble, obeissant, disciplinable“ . . . „une carte blanche preparee à prendre du doigt de Dieu telles formes qu'il luy plaira d'y grauer“ (p. 429). Die Dogmatiker sind nach Montaigne nur nicht ehrlich genug, einzugestehen, daß auch sie die Wahrheit: „magis fingunt quam norunt“ (p. 429), und daß sie dieselbe nur deshalb mit so viel Schwierigkeiten und gelehrt klingendem Beiwerk umhüllen, weil sie wissen, daß so die Menge sich leichter täuschen läßt, daß sie nichts ahnend nach der gefälschten Münze hascht und sich in ihrer „humaine bestise“ (p. 430) so leicht damit bezahlen läßt. So schwankt die Menschheit zwischen Irrtum und Wahrheit. Jeder Philosoph

lehrt etwas anderes; jeder preist sein System als das alleinig richtige an. Wo ist da die eine, objektive Wahrheit? Wer klärt uns auf über Sein oder Nichtsein, über Menschenwesen und Gottesbegriff? „Fiez vous à vostre Philosophie: vantez vous d'auoir trouue la feue au gasteau, à voir ce tintamare de tant de ceruelles philosophiques“ (p. 439). Montaigne sieht das wirre Durcheinander der Meinungen, sieht, wie es der Mensch „so herrlich weit gebracht“ und hält in kühler Resignation mit seiner eigenen Ansicht zurück. Der Zweifel allein, die: „surceance et suspension de iugement“ (p. 428) ist berechtigt. Die höchsten Begriffe: Gott, Seele, Unsterblichkeit adäquat zu fassen, ist der Mensch gar nicht imstande; um z. B. das Wesen Gottes, des unendlichen Seins, ergründen zu können, müßte er heraustreten aus seinem eigenen Wesen, müßte die Grenzen seines endlichen Seins sprengen und somit aufhören, ein Mensch zu sein. Er kann nur alles vergleichen mit seiner eigenen Natur, kann allein egozentrisch, nur anthropomorph denken. Ueber kein Faktum der Innen- oder Außenwelt darf sich der Mensch ein abschließendes Urteil erlauben, da er das wahre Sein des Faktums nicht zu erforschen vermag. Würde eines Tages die Natur den Schleier lüften, der jetzt ihre Geheimnisse verbirgt, wie enttäuscht ständen dann die Menschen da mit ihrer „pauvre science“ (p. 459). Alle Philosophie ist doch nur Dichtung, nur Täuschung; sie wagt nicht, offen und frei ihre „ignorance“ und die „imbecillité de la raison humaine“ (p. 468) zu bekennen: „pour ne faire peur aux enfans“ (p. 468). Schärfer könnte Montaigne nicht aburteilen über die „asneries de l'humaine sapience“ (p. 468). Jede Philosophie, die über die dem Menschen von der Natur gesetzten Grenzen hinausgehen will, verwirft Montaigne und sieht in ihrer „outréuidance“ den Grund für alle „resueries et erreurs“ (p. 452). Alles Transzendente (im religiösen Sinne gefaßt, wobei transzendent alles jenseits der menschlichen Vernunft Liegende schlechthin umfaßt) ist für die menschliche Vernunft unfaßlich, eben weil es transzendent ist, jenseits der menschlichen Vorstellungskraft. Wie kann der Mensch sich überhaupt das Recht anmaßen, etwas außerhalb von ihm Liegendes erfassen zu wollen, da er doch sein eigenes Wesen nicht einmal ergründen kann? Wenn die Seele irgend etwas mit Sicherheit wüßte, so müßte sie in erster Linie sich selbst kennen; aber nichts ist dem Menschen so fremd wie er sich selbst. Das hatte auch Raimund schon erkannt; aber während jener zur Selbsterkenntnis des Menschen gleichsam von außen her gelangen

wollte,<sup>1)</sup> verlangt Montaigne den umgekehrten Weg. Erst müssen die Prinzipien unserer Erkenntnis feststehen, ehe wir darauf weiterbauen können. „Le disputer et l'enquerir n'a autre but et arrest que les principes: si cette fin n'arreste son cours, il se iecte à une irresolution infinie“ (p. 484). Wenn die Seele sich selbst nicht erkennt, so kann sie noch viel weniger etwas anderes erkennen, da ihr nichts so nahe ist wie sie sich selbst. Aber was der Mensch seine Vernunft nennt, ist nicht die wesentliche, wahre Vernunft; denn diese ruht allein in Gott. Die „raison humaine“ ist nur „partie ou effect“ der Seele (p. 464), und nur fälschlicherweise haben wir hier einen Begriff auf etwas übertragen, dem er nicht zukommt. „J'appelle tousiours raison, ceste apparence de discours“, sagt Montaigne, „que chacun forge en soy: ceste raison de la condition de laquelle, il y en peut auoir cent contraires autour d'un mesme sujet: c'est un instrument de plomb, et de cire, alongeable, ployable et accomodable à tout biais, et à toutes mesures: il ne reste que la suffisance de le scauoir contourner“ (p. 488). Der menschlichen Vernunft kommt somit nur ein relativer Wert zu, und so ist auch alle menschliche Weisheit nur relativ; sie ist abhängig von der Persönlichkeit, die sie verkündet, von Ort und Zeit, da sie konzipiert wurde. Nicht nur die verschiedenen Philosophen untereinander widersprechen sich, sondern auch derselbe Mensch urteilt oft heute so und morgen anders. Nichts steht fest; jeder erfaßt die Dinge auf seine Art, und zu verschiedener Stunde erscheinen sie auch ihm verschieden, je nach seiner augenblicklichen Stimmung, nach seinem körperlichen Zustand, nach seiner seelischen Verfassung. Montaigne gesteht von sich selbst: „A peine oseroy-ie dire la vanité et la foiblesse que ie trouue chez moi“ (p. 489), und wie um sich selbst zu trösten oder um sich zu entschuldigen, fügt er seinem Selbstbekenntnis die Worte bei: „Chacun à peu pres en droit autant de soy, s' il se regardoit comme moy“ (l. c.). Wie wechsellvoll ist aber doch das Spiel der Leidenschaften und Stimmungen, denen der Mensch unterworfen ist; so unbeständig ist folglich auch seine Vernunft. Der ganze Mensch ist in sich haltlos; wie ein Schiff auf offener See dem Treiben der Winde, so ist der Mensch den Trieben und Regungen seines Innern preisgegeben. Das Beste für ihn ist, den Gesetzen seines Vaterlandes zu gehorchen. Bedenkt man aber, wie verschieden die Gesetze in den verschiedenen Ländern

<sup>1)</sup> *Theol. nat. f. 2:* quia homo ignorat seipsum a necessitate, et nescit domum suam . . . ideo necesse est, quod aliae res ducant eum in seipsum.

sind, so kommt man leicht dazu, mit Montaigne an der Objektivität der Sittlichkeit zu zweifeln. Was hier als wahr und gut gilt, ist jenseits der Grenzen falsch und schlecht, und doch besteht die Forderung zu Recht: „La verité doit auoir un visage pareil et uniuersel“ (p. 502). Das Individuum als solches hat keine objektiven Richtlinien für seine Sittlichkeit, an denen es unabänderlich festhalten könnte, und die Menschheit in ihrer Gesamtheit entbehrt desgleichen eines allgemein gültigen Prinzips. Die jüngsten Entdeckungen drüben in der Neuen Welt haben den Kontinent mit Menschen bekannt gemacht, die unter ganz andern Sitten und Gebräuchen leben, die gerade das für gut halten, was bei uns als Laster gilt. Wo bleibt da die Objektivität der Sittlichkeit? Montaigne findet sie nicht. Auch die sogenannten Naturgesetze halten vor seiner Kritik nicht stand; alle Gesetze verdanken ihren Ursprung nur der Uebung, dem Gebrauche, der Gewohnheit. So ist also alles nur relativ, unser Erkennen und unsere Sittlichkeit. Man trägt in die Objekte hinein, was man aus ihnen herauslesen möchte [cf.: „Est-il possible qu' Homere aye voulu dire tout ce qu' on luy faict dire . . .?“ (p. 510)]. In diesem Zusammenhänge beruft sich Montaigne auf Heraklit und Demokrit, auf die Kyniker und Epikuräer, auf Protagoras und Plato:

„Sur ce mesme fondement qu' auoit Heraclitus, et ceste sentence: Que toutes choses auoyent en elles les visages qu' on y trouuoit; Democritus en tiroit une toute contraire conclusiõ: c' est que les subiets n' auoiët du tout rië de ce que nous y trouuions, et de ce que le miel estoit doux à l' un, et amer à l'autre, il argumentoit, qu' il n' estoit ny doux, ny amer, ou ny l' un ny l'autre, on tous les deux: car ceux-cy gaignët tousiours le haut point de la dubitation . . . Platon a voulu: le iugement de la verité, et la verité mesme retiree des opinions et des sens, appartenir à l' esprit et à la contagion“ (p. 510 sq.).

Aus diesen Tatsachen zieht Montaigne folgenden wichtigen Schluß:

„Ce propos m' a porté sur la cõsideration des sens, ausquels git le plus grand fondement et preuue de nostre ignorance. Tout ce qui se cognoist, il se cognoist sans doute par la faculté du cognoissant: car puis que le iugement vient de l' operation de celuy qui iuge, c' est raison que ceste operation il la parface par ses moyens et volonté, nõ par la contraincte d' autruy: comme il aduiendroit, si nous cognoissions les choses par la force et selon la loy de leur essence“ (p. 511).

An diese Erwägung anschließend folgt der letzte und für die Erkenntnistheorie wohl wichtigste Teil der „Apologie“, der von den Vermittlern aller äußeren Erkenntnis, von den Sinnen und ihrer Bedeutung handelt und eine kurze aber inhaltsreiche Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse bietet. (Schluß folgt.)